



Schuh- Geschichten

Rolf Scheffbuch

ERLEBT
& ERZÄHLT



hänssler

ROLF SCHEFFBUCH

Schuhgeschichten

Rolf Scheffbuch, nach Jahrzehnten hauptamtlichen Dienstes als Gemeinde- und Jugendpfarrer, als Dekan und als Prälat in der württembergischen Kirche jetzt wieder ehrenamtlicher Mitarbeiter in der Ev. Brüdergemeinde Korntal und in der Ludwig-Hofacker-Vereinigung.

Hänssler-Taschenbuch

Bestell-Nr. 393.727

ISBN 3-7751-3727-0

© Copyright 2001 by Hänssler Verlag, D-71087 Holzgerlingen

Internet: www.haenssler.de

E-Mail: info@haenssler.de

Umschlaggestaltung: Daniel Kocherscheidt

Titelbild: Tobias Kocherscheidt

Satz: Vaihinger Satz + Druck

Druck und Bindung: Ebner ULM

Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis

Schuhgeschichten (Vorwort).....	7
Wie lieblich sind die Sandalen der Freudenboten	9
Alles legt ihm Gott zu Fuß	11
Lieber geht der Schuh drauf!	13
Schuh-Kauf ist mehr als nur Glückssache	15
Genagelte Handwerkerstiefel hallten durch Berliner Ministerien	18
Der schlimm einschnürende, schrecklich deformierende Schuh	21
Nicht alles über einen Leisten schlagen	23
Des Vaters Offiziersstiefel	26
Neue Schuhe muss man einlaufen	28
Zerrissen sind die Schuh'	30
Auch Luther hatte es mit den Schuhen	31
Gottes ganz besondere Handlanger	33
Geschmacksbildung	36
Falsche Schuhpflege	38
Die gefährlichen Zwischentöne zwischen »Schwarz und Weiß«	39
Diesen Schuh ziehen wir uns nicht an!	41
Mode ist hässlich	43
Die Springer-Stiefel	44
Der schönste Schuh	46



Schuhgeschichten

»Über unserm Schreiten / wandert Gottes Schritt. Alle Ewigkeiten jauchzen davon mit!« So wurde vor 50 Jahren in der Evangelischen Jugendarbeit gesungen. Von menschlichem Schreiten und von Gottes Schritt will dies Büchlein erzählen.

»Wie kannst du bloß über Schuhe schreiben?« So fragte mich ein guter Freund – und schaute mich dabei prüfend an, ob ich noch alle Tassen im Schrank habe.

Aber Schuhe spielen sogar in der Bibel eine Rolle. Nur am brennenden Dornbusch wurde Mose befohlen: »Zieh deine Schlappen aus!« Sonst war es Gott sogar wichtig, dass seine Leute bis hin zum Schuhwerk recht gekleidet waren. Dem aus ägyptischer Sklaverei flüchtenden Volk Israel war von Gott befohlen worden: »Ihr sollt Schuhe an euren Füßen haben!«

»Ich kleidete dich mit bunten Kleidern und zog dir Schuhe von feinem Leder an.« Mit diesem Bild veranschaulichte Gott sein Wohltun an Israel. Ganz ähnlich ordnete der Vater des verlorenen Sohnes an: »Bringt schnell das beste Gewand her und zieht es ihm an und gebt ihm einen Ring an seine Hand und Schuhe an seine Füße.«

Jesus wollte selbst dafür sorgen, dass seine Apostel keinen Mangel haben müssten. Deshalb sollten sie keine Ersatzschuhe bei sich haben. Wie einst Israel während der langen Wüstenwanderung sollten auch die Apostel Jesu erfahren: »Deine Schuhe sind nicht zerissen an deinen Füßen.«

Der Täufer Johannes hatte sich nicht für wert gehalten, Jesus »die Schuhe zu tragen«.

Christusleute sollen nicht nur »stark im Herrn«

sein, sondern auch »an den Beinen gestiefelt, bereit, einzutreten für das Evangelium des Friedens«.

Es ist merkwürdig, dass Choräle und geistliche Lieder eigentlich gar nicht dieses Thema »Schuhe« aufgenommen haben. Anders hielten es die Negersklaven in Amerika. In einem ihrer Spirituals heißt es, den Auszug Israels aus Ägypten aufnehmend: »Alle Kinder Gottes zogen ihre Schuhe an. Wenn ich einmal zum Himmel aufbreche, werde auch ich meine Schuhe anziehen; denn ich werde Gottes ganzen weiten Himmel betreten!«

Martin Luther hatte in seiner Auslegung des Glaubensartikels vom allmächtigen Schöpfergott noch in Erinnerung gerufen: Gott hat den Menschen nicht nur geschaffen und nach Leib und Seele erhalten, sondern er hat ihn dazu noch reich beschenkt. Sogar mit »Kleidern und Schuh«. Auch in Luthers Auslegung des Vaterunsers kommen die Schuhe vor. Sie gehören doch auch zu dem »täglichen Brot«, das wir mit Danksagung empfangen sollen. Auf die Frage, was denn »tägliches Brot« meint, antwortet Luther in seinem »Kleinen Katechismus«: »Alles, was zur Leibesnahrung und -notdurft gehört, als: Essen, Trinken, Kleider, Schuh ...«

Wann habe ich zum letzten Mal Gott für mein Schuhwerk gedankt? Habe ich's überhaupt je getan? Diese Frage hat mich bewegt. Ich habe mir vorgenommen, solches Danken neu einzuüben. Wem »dieser Schuh passt«, der ist eingeladen, auch sich »diesen Schuh anzuziehen«.

Wie lieblich sind die Sandalen der Freudenboten

Aus Zufall war ich deutscher Delegierter für die Weltkirchenkonferenz 1961 geworden. Sie fand Ende 1961 in der indischen Metropole Neu-Delhi statt. Bis heute sind mir viele Begegnungen mit Schlüsselpersonen der Christenheit unvergesslich.

Da war etwa der geistreiche und doch so demütige Missionsbischof Lesslie Newbigin. Als letzter Generalsekretär des Internationalen Missionsrates ließ er deutlich seine Sorge spüren: Ist denn die Sache der Weltmission beim Weltkirchenrat in guten Händen aufgehoben? Als englischer Gentleman und als nobler Christ ließ er seine Besorgnis fast nur zwischen den Zeilen durchschimmern. Hätte man doch nur besser auf seine Mahnung gehört, mit der er seinen Vortrag abschloss: »Das Leitmotiv der Christenheit muss immer lauten: ›Schaut nicht auf uns, sondern schaut auf IHN‹, auf Christus!«

Oder da war der ceylonesische Evangelist Daniel T. Niles. In nächtlicher Stunde wurden unsere Herzen warm – trotz der bitteren Kälte im Shamiana-Versammlungszelt – , als er in die versammelten Tausende der Delegierten und der indischen Gemeindeglieder hineinrief: »Wenn das Entscheidende am christlichen Tun das soziale Handeln und nicht die Mission sein soll, dann wäre es besser, die Christenheit liquidierte noch heute ihren Betrieb und vermachte ihn an das Rote Kreuz oder an die Vereinten Nationen!«

In meiner Erinnerung tauchen viele Bilder auf: Die Perlenkette der Lichter um die weit geschwungene

Bucht von Bombay; die Pracht des Tadj Mahal; der märchenhafte Empfang durch den indischen Staatspräsidenten in den Gärten des Schlosses; die feierliche Würde der orthodoxen Gottesdienste; das sehnsuchtsvolle Singen der buddhistischen Mönche in Sarnath; die erwartungsvollen Augen der hinduistischen Benares-Pilger, die bei Sonnenaufgang in den Fluten des Ganges heilsbegierig untertauchten.

Aber das Eindrücklichste war noch etwas anderes. An einem frühen Morgen hatte die Vereinigte Süd-Indische Kirche zu einem Gottesdienst eingeladen. In der Mitte des schmucklosen Zeltens war ein Altar-Geviert aufgebaut. Nach einer kurzen Predigt wurde zum Empfang des Herrenmahles eingeladen. Von allen vier Seiten traten die Mahlgäste an die Altarstufen. Etwa zwanzig indische Pastoren teilten Brot und Wein an die auf den Stufen Knienden aus. Es waren keine Kirchenfürsten, sondern normale Dorfpfarrer. »Barfuß-Evangelisten« nennt man sie oft abwertend. Für die würdige Feier hatten sie jedoch an den Füßen ihre Sandalen: einfache, ausgetretene »Schlappen« waren es. Wie aber sahen erst recht die Füße aus! Versehrt von Schürfwunden, zerkratzt, zerschrammt durch Verletzungen an Dornen und an Steinen. Für uns zum Empfang des Mahles Knienden war das unübersehbar. Keine Socke, kein Strumpf verbarg die Schrunden und Schrammen.

Damals begriff ich, dass gerade solche Füße »lieblich« sein können, »lieblich« in Gottes Augen. »Wie lieblich sind die Füße der Freudenboten, die Frieden verkündigen, Gutes und Heil predigen, die da sagen: Gott ist König!«

Alles legt ihm Gott zu Fuß

»Wenn einmal der Krieg vorbei sein sollte, dann machen wir einen Posaumentag in Ulm!« So hatte der württembergische Landesposaunenwart Hermann Mühleisen 1943 angekündigt. In jener Zeit versuchte ich als Zwölfjähriger, einem Flügelhorn Töne zu entlocken. Die Aussicht auf ein großes Posaunenfest beflügelte mich bei meinen wohl markdurchdringenden Versuchen. Denn mit Bewegung in der Stimme hatte die Mutter uns Kindern anschaulich von einem Posaumentag erzählt, den sie einst in Bethel erlebt hatte. Sie sagte immer: »Das war ein Vorgeschmack des Himmels!«

Aber dann kam der 17. Dezember 1944. Am frühen Abend zogen die amerikanischen Bomberpulsks niedrig fliegend über die Höhen der Schwäbischen Alb. Eine halbe Stunde später war im Osten der nächtliche Himmel rot glühend erhellt. Die Ulmer Innenstadt sank in Schutt und Asche.

Es war ein Wunder, dass das hoch aufragende gotische Ulmer Münster kaum versehrt worden war. Geradezu unglaublich jedoch schien es, dass Hermann Mühleisen trotz Verkehrsbehinderungen und trotz allgemeinen Hungers auf Mai 1946 zu einem Posaumentag nach Ulm einzuladen wagte.

Die Vorfreude, bei solch einem Festtag dabei sein und mitblasen zu können, wurde für mich noch verstärkt durch ein Geschenkpaket amerikanischer Christen. Es enthielt neben Lebensmitteln für unsere kinderreiche Familie ein kaum getragenes schwarzes amerikanisches Marine-Offiziers-Jackett und ein Paar neuer schwarzer Schuhe. Sie waren wie für mich ange-

messen. Was für ein Outfit! Solche Schuhe habe ich ein langes Leben lang nie mehr getragen! Mit dicker Sohle und doch ganz weich. Das war ganz anderes als die abgetragenen genagelten Stiefel, die ich bis dahin getragen hatte – oft geflickt, zerschunden, ausgelatscht. Das Oberleder der amerikanischen Luxuschuhe war gestaltet wie ein italienischer Modeschuh. »Lyra-Perforation« nennen das die Fachleute. Schon allein die Schnürsenkel waren ausstellungsreif. Das alles war für mich fast wichtiger geworden als der ganze Posaunentag. Ich meinte, alles müsste meine Schuhe bestaunen.

Aber dann kam es anders. »Jesus Christus herrscht als König!«, das war damals die Losung des Treffens im und vor dem Ulmer Münster. »Alles wird IHM untertänig, alles legt IHM Gott zu Fuß!«

Das war es, was uns damals unüberbietbar wichtig wurde. Das christusfeindliche »Tausendjährige Reich« Hitlers war nach zwölf Jahren zu Ende gegangen. Die zuvor verbotene Evangelische Jugendarbeit konnte wieder frei arbeiten. Über das weite Trümmerfeld der Ulmer Innenstadt erscholl das »Gloria sei dir gesungen«, von Tausenden von Bläsern gespielt. Das bliesen auch die beinamputiert aus dem Krieg Heimgekehrten mit, ihren Beinstumpf auf die Krücke stützend. Und mir waren meine Schuhe so wichtig gewesen! Noch heute bekomme ich einen roten Kopf, wenn ich daran denke.

Die amerikanischen Schuhe existieren längst nicht mehr. Als jedoch 1996 die »Veteranen« des ersten Nachkriegsposaunentages noch einmal zusammengerufen wurden, bekannten viele von uns: »Das hat uns damals bleibend geprägt, diese Gewissheit: ›Alles legt ihm Gott zu Fuß!‹«. Das haben wir nicht mit »den Schuhen abgelaufen«.

Lieber geht der Schuh drauf!

Leider waren die Ferientage zu Ende gegangen. Bei der Großmutter in Hülben auf der Schwäbischen Alb hatten wir 1937 drei Wochen verbracht. Von Urach hatte uns das »Bähnele« nach Metzingen transportiert: uns, die Eltern und ihre damals erst vier Söhne. Mit Sack und Pack samt Kinderwagen ging's über die Gleise. Unterführungen gab es damals noch nicht. Der Metzinger Fahrdienstleiter mit seiner Respekt einflößenden roten Dienstmütze rief hektisch: »Rasch die Gleise überqueren! Der Eilzug aus Richtung Tübingen hat Einfahrt!«

»Auf, los!«, rief mir der Vater zu; denn ich war gebannt an der altväterischen Lokomotive stehen geblieben. Ich rannte, so gut ich konnte, mit dem mir anvertrauten Koffer los. Aber plötzlich wurde ich gestoppt. Mit meinem rechten Schuh war ich zwischen einen Gleisstrang und den Bohlen-Überweg geraten. Einfach mit meinem Kinderfüße dazwischen geraten.

Ich kam nicht mehr los.

Mein Vater zerrte mit aller Kraft am Bein. Vergeblich! Die Mutter sah mich schon im Geist vom heranahenden Eilzug zermalmt. Sie ließ voll mütterlicher Sorge einen markerschütternden Schrei los. Ich heulte vor Angst und vor Schmerz. Besorgte Zuschauer liefen herzu, hielten sich aber in sicherer Entfernung vom Gleis.

Nur ein Mann packte zu. Er kniete nieder auf die ölverschmutzten Bohlen und nestelte den Stiefel mit seinen Haken und Ösen auf. »Lieber geht's Sach' drauf als der Bub!« So kam es entschlossen über die Lippen

des heftig Atmenden. »Jetzt zieh!« So befahl er. Mein Kniestrümpfesbein löste sich aus dem Gefängnis des eingezwängten Stiefels. »Lauf!« Der Retter gab mir einen liebevoll-heftigen Schlag in das Kreuz. Auf dem Strumpf humpelnd brachte ich mich in Sicherheit, in die Arme der Mutter.

Der Helfer jedoch drehte und wand den Kinderschuh. Er wollte ihn frei kriegen, obwohl der Eilzug schon heranbrauste. Ich weiß gar nicht mehr, ob wir ihm recht danken konnten. Aber das Gesicht des Helfers werde ich nicht vergessen: Gezeichnet von der Anstrengung, schweißüberströmt – aber voll Glück, ein Kind gerettet zu haben – und dazu auch noch den Schuh!

Auch diese »Metzinger« Schuhe habe ich meinen Brüdern vererbt. Die Armen mussten sich meist mit meinen ausgetretenen Stiefeln abfinden. Wenn es nicht mehr anders ging, bekamen die Stiefel eine neue »Kappe« – zusätzlich zu den neuen Absätzen und Sohlen. Schließlich waren damals Schuhe ein Wertgegenstand. Man warf sie nicht einfach weg, wenn sie nicht mehr modisch waren. Die »Metzinger« Schuhe jedoch hatten einen besonderen Adel. Sie waren wie ein wanderndes Dankdenkmal: eine Erinnerung an den bewahrenden Gott und an seinen unbekanntem Helfer.

An dessen Satz »Lieber geht's Sach' drauf als ein Mensch!« habe ich mich später oft noch erinnert. Er hat mir »in die Schuhe geholfen«. Etwa wenn ich meinen neuen Wagen an einer Leitplanke geschrottet hatte. Oder wenn Christenfamilien drauf und dran waren, sich über einer Erbschaftsgeschichte zu entzweien. Es ist nicht nur schwäbische, sondern allgemein menschliche Eigenart, Besitz für wichtiger anzusehen als den Menschen. Aber »umgekehrt wird ein Schuh daraus«.

Schuh-Kauf ist mehr als nur Glückssache

Die Hülbener Großmutter konnte sagen: »Schuh-Kaufen ist auch eine Segenssache!«

War das nicht etwas übertrieben? Braucht es denn mehr als gute Beratung, als sorgfältiges Anproben und als Achten auf Qualität?

Aber ja! Als Achtjähriger hatte ich es durchgetrotzt, neue Schuhe zu bekommen. Unsere Schulklasse sollte bei einer Aufführung auftreten. Als stramme Soldatengruppe. Ein richtiges Luftgewehr hatte ich schon. Aber die Schuhe! Mit den ausgebeulten Stiefeln wollte ich nicht an die Bühnenrampe treten. Der gute Vater gab nach, obwohl er den Unterhalt für die kinderreiche Familie vom Mund absparen musste.

So zog die ganze Familie los zum zentralen familiengerechten Stuttgarter Qualitätskaufhaus. Solche Einkäufe waren ja selten. Sie wurden zu »Familien«-Erlebnissen. Das war damals sicher so spannend, wie es heute ein teurer Aufenthalt in extra ersonnenen »Erlebnis-Parks« sein kann. Einer meiner Brüder hoffte darauf, das neue »Lurchi«-Werbeheft zu bekommen. Ein anderer war darauf aus, wenigstens neue Schnürsenkel zu erhalten. Und alle freuten sich auf den Fahrstuhl.

Auf dem langen Fußmarsch zum Kaufhaus in der Innenstadt erzählte unsere Mutter von Frau Charlotte Reihlen; denn das »Kaufhaus Reihlen« hatte dort gestanden, wo danach das Hochhaus der Firma Breuninger höchgezogen wurde. Frau Reihlen hatte einem Maler die Idee für das Bild vom »breiten und vom schmalen Weg« geliefert. Auf diesem Gemälde waren

rechts und links vom »schmalen Weg« all die Einrichtungen zu sehen, die Charlotte Reihlen als unternehmerische Christin ins Leben gerufen hatte: das Diakonissenhaus, die Sonntagsschulen, die Alkoholikerfürsorge, die Suppenanstalt für Bedürftige, die Höhere Schule für Mädchen, das Missionsfest, das Rettungshaus. So bekamen wir aus Anlass des Schuhkaufes auch noch eine Portion »Reichs-Gottes-Geschichte« mit.

Das Kaufhaus Breuninger war ein »Erlebnis-Park« eigener Art: die gut gekleideten Verkäuferinnen und Verkäufer! Die Fülle des Angebotes: von den Strümpfen aller Art bis hin zu Sportgeräten! Die fast lebens-echten Modepuppen! Der Blick durch die Fenster auf die damals noch unzerstörte verwinkelte Altstadt! Und natürlich der Aufzug! Schließlich dann die breite Auswahl in der Kinderschuhabteilung! Verwirrend!

Wie der ins Vaterhaus heimgekehrte »verlorene Sohn« kam ich mir vor, als mir herrlichste Schuhe und Kinderstiefel über die Füße gestreift wurden. Ein Paar um das andere! Immer wieder ging es an das beeindruckende Durchleuchtungsgerät. Es zeigte, ob die Zehenknochen auch genügend Raum hätten. Mehr noch: Die Zehen sollten ja »Luft« haben, damit ich nicht zu rasch aus den Schuhen herauswachsen würde.

Schließlich blieb es beim letzten »Entweder/Oder«: Sollten es die etwas teureren Rieker-Schuhe oder das billigere Salamander-Paar sein? Im Aussehen waren sie eigentlich ganz gleich. »Gut, die nehmen wir!« Entschlossen deutete meine Mutter auf die Salamander-Stiefel.

Wenige Tage später stand ich stolz, angetan mit den neuen Schuhen, an der Rampe unserer Schulbühne. Am Abend jedoch hielt mir die Mutter entgeistert die Schuhe unter die Nase: »Hast du denn das nicht gemerkt?!« – Was denn bloß? – »Dass jeder Stiefel ein

anderes Innenfutter hat!« Die Verkäuferin hatte offensichtlich einen Rieker-Stiefel zum ziemlich gleich aussehenden Salamander-Schuh gepackt. Ein Umtausch war nicht mehr möglich; denn offensichtlich hatte inzwischen das andere ungleiche Paar auch seinen Käufer gefunden.

Beide der ungleichen Fabrikate bewährten sich unterschiedslos; bis zum dritten Bruder blieben sie am Leben. Zwar hatte sich nicht das Sprichwort bewährt: »Gleich und gleich gesellt sich gern!« Aber als Wahrheit hatte sich die Lebensweisheit der Großmutter erwiesen: »Schuh-Kaufen ist auch eine Segenssache!«

Jahre später wurde ich durch einen Nasenstüber noch einmal daran erinnert. Beim Schlussverkauf meinte ich, ein »Schnäppchen« gemacht zu haben. Ich staunte insgeheim über meine Cleverness. Zwar war das erstandene Paar trotz des Sonderpreises nicht billig gewesen. Aber es entsprach meinen Idealvorstellungen. Professor Dr. Ray Bakke, »Weltreisender« in Sachen »Lausanner Bewegung für Weltevangelisation«, war gut gefahren mit der Maxime: »Nie zu viel Gepäck mitschleppen! An Schuhwerk genügt ein Paar gute Schuhe mit viel Spielraum für die Zehen und mit wasserdichten Sohlen!«

Solche Schuhe hatte ich nun erstanden. Sie sollten mich auf eine Evangelisationstagung nach Kalifornien begleiten. Schon während des 13 Stunden langen Fluges bewährten sie sich. Trotz des Anschwellens der Füße und der Beine hatten die Zehen genügend Raum. Auch die dicken Sohlen bewährten sich. Sogar als sintflutartige Regenschürme über den Westen der USA hereinbrachen. Plötzlich jedoch fühlte sich mein rechter Fuß unangenehm kalt und feucht an. Kein Wunder! Denn die unverwüstlich scheinende Sohle war einfach durchgebrochen.

Zwar akzeptierte nach dem Heimkommen das Stuttgarter Schuhgeschäft anstandslos die Reklamation. Ich durfte ein neues Paar aussuchen.

Abergläubische Leute wären rasch mit dem Urteil bei der Hand: »Das war eben wie verhext; du hattest einfach eine Pechsträhne!« O nein! Wer wirklich mit Gott leben will, dem kann Gott bis in die Schnürsenkel hinein (sie brechen meist am Sonntagmorgen vor dem Aufbrechen zum Gottesdienst!) bewusst machen: »Verlass dich auf den Herrn von ganzem Herzen, und verlass dich nicht auf deinen Verstand, sondern gedenke an ihn in allen deinen Wegen.« An Gottes Segen ist alles gelegen! Alles, sogar der Schuhkauf.

Genagelte Handwerker- Stiefel hallten durch Berliner Ministerien

In der Nacht vom 2. auf den 3. März 1938 war Pfarrer Martin Niemöller als »persönlicher Gefangener« Hitlers ins Konzentrationslager gebracht worden. Das geschah, als Niemöller, der damalige »Kopf« der Bekennenden Kirche, das Sondergericht verließ. Dieses hatte ihn von allen politischen Anklagen freigesprochen. Welch ein Rechtsbruch war die erneute Verhaftung!

Drei Wochen später brach eine württembergische Delegation mit dem Nachtzug nach Berlin auf. Meist

waren es junge Laienchristen. Sie wollten in Berliner Ministerien deutlich machen: »Wir nehmen diesen Rechtsbruch nicht hin! Wir stehen zu unserem Bruder Niemöller!«

Der Stuttgarter Gemeindedienstpfarrer, der die Gruppe zusammengetrommelt hatte, war in letzter Minute abgesprungen. So besprachen die fünfzehn Schwaben, wie und was sie in Berlin tun wollten. Sie wollten die verschiedensten Regierungsstellen besuchen, je zwei und zwei. Unter ihnen war der Stuttgarter Flaschnermeister Gölkel, Landwirt Stoss von der Ulmer Alb, Werkmeister Pfisterer aus Heidenheim, Schneider Moll aus Kirchheim, Prokurist Paul Heiland aus Degerloch und mein Vater, damals junger Diplomhandelslehrer.

An den beiden Tagen 28. und 29. März hallten genagelte Schuhe ungewohnt durch die weiten Korridore des Reichsjustizministeriums, der Reichskanzlei, des Goebelsschen Reichspropagandaministeriums, der Reichsbank und der Zentrale der Geheimen Staatspolizei. Meist wurden die Besucher von untergeordneten Mitarbeitern abgefertigt. Umso ungewöhnlicher verlief das Gespräch mit Vizepräsident Dr. Dreyse in der Reichsbank. Dr. Dreyse sagte freimütig den ihm doch fremden Besuchern: »Unser Präsident (Dr. Hjalmar Schacht) und ich sehen das unrechtmäßige Vorgehen gegen Niemöller als Ende des Rechtsstaates an. Der nationalsozialistische Staat zehrt geistig und charakterlich von Substanzen, die er selbst nicht geschaffen hat. Ich sehe den Augenblick kommen, da auch ich in eine schwere Bewährungssituation hineinkomme. Dann brauche ich einen Herrn und Heiland. Schon die Geschichte lehrt: Der Staat geht immer mit unabsehbarem Schaden aus einem Konflikt mit der Kirche.«

Anders war der Verlauf des Gespräches im Reichspropagandaministerium. Hohnlachend schrie Oberregierungsrat Dr. Dagobert Dürr den Schwenninger Pfarrer Gotthilf Weber an: »Was wollen Sie eigentlich? Wissen Sie denn, wer jetzt in Deutschland das Sagen hat?!«

Wenige Tage später versuchten Christengruppen aus anderen Regionen Deutschlands, in die Berliner Machtzentralen vorzudringen. Fast alle wurden schon an der Wache in den Eingangshallen abgewiesen. Die mit Schaftstiefeln beschuhten Polizeikommandos hatten scheinbar mehr Macht als die Handwerker und Bauern mit ihren genagelten Zivilistenschuhen.

Schon sieben Jahre danach hatte es jedoch Gott wahr gemacht: »Das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht ... denn du hast ihr drückendes ... Joch zerbrochen ...«

»Jeder Stiefel, der mit Gedrohn dahergeht, und jeder Mantel, durch Blut geschleift, wird verbrannt und vom Feuer verzehrt ... denn die Herrschaft ruht auf seiner Schulter!«

Im April 1945 wurde Martin Niemöller durch die Amerikaner aus dem Konzentrationslager Dachau befreit.

Der schlimm einschnürende, schrecklich deformierende Schuh

»Seid bloß froh, dass ihr Mädchen keine Chinesinnen seid! In China würden euch schon als Säuglinge die Füße so eingebunden, dass ihr nachher in solche Liliputaner-Schuhe passen würdet!« Unser Grundschullehrer hob ein Paar putziger Minischuhe in die Höhe. Als überzeugter Nationalsozialist sagte er dazu: »Unser Führer hat uns aus all solchen dummen Fesseln befreit. Wie die alten Germanen sollen wir stolz auf unseren Körper sein. Ihr sollt zu körperlich gesunden und geistig freien Menschen heranwachsen können. Das verdanken wir unserem Führer!«

Herr D. begleitete uns vier Jahre lang als genialer Pädagoge. Wir Kinder schauten an ihm hinauf. Sodass wir nicht merkten, wie er uns nach und nach geistig deformierte. 1938, bei der Volksabstimmung, ob Österreich als »Ostmark« dem Deutschen Reich angeschlossen werden soll oder nicht, gab Herr D. uns den Auftrag: »Fragt doch eure Eltern, wie sie abgestimmt haben!«

Den ganzen Sonntag über bedrängte ich meinen Vater: »Hast du mit Ja oder mit Nein gestimmt?« Schließlich gab er die ausweichende Antwort: »Ich habe für Niemöller gestimmt!«

Wie stolz war ich, als ich am Montagmorgen als Einziger eine andere Antwort als die Klassenkameraden geben konnte. Schon wenige Stunden danach wurde mein Vater zu seiner Dienstbehörde vorgeladen.

Herr D. hatte also das Zutrauen der ihm anvertrauten Kinder missbraucht, um einen Gegner Hitlers zu entlarven und zu denunzieren. So hatte er sich deformieren lassen. Er, Sohn eines Basler China-Missionars und Abkömmling einer gesegneten Christenfamilie aus dem Remstal!

Einige Jahre später erfuhren wir die Tragödie seines Lebens. Als die Missionarseltern D. einst nach einem Heimaturlaub ihre vier Kinder im Basler Missionshaus zurücklassen mussten, da verschworen sich die elternlosen Kinder: »Wir wollen, soviel wir nur können, die Mission und das Christentum bekämpfen!« Damit hatte unser Lehrer ernst gemacht.

Er versuchte, all das aus uns herauszuprügeln, was uns in der Sonntagsschule heilig und eindrücklich geworden war. Gelobt wurden jene Mitschüler, die sich zum »Jul-Fest« von den Eltern ein Führerbild hatten schenken lassen. Gelobt wurde erst recht Fritz Sch., der nach der »Reichskristallnacht« am 9. November 1938 unserem Lehrer vorweisen konnte, was er in dem jüdischen Kurzwarengeschäft an der Ecke Rotebühl-/Rötestraße geplündert hatte. Nicht nur zu enge Schuhe können verkrüppeln! Erst recht kann falsche Erziehung schauerlich deformieren.

Sogar Deformiertes kann jedoch geheilt, mindestens jedoch gelindert werden. Die englische Missionarin Gladys Aylward hat sich besonders der eingeschnürten Füße junger Chinesinnen angenommen. Um »meinen« Lehrer hat sich Jesus selbst gekümmert. Als »Politischer Leiter« war Herr D. nach dem Krieg ins Ludwigsburger Internierungslager gekommen. Dort hat Gott ihn gefunden und zurechtgebracht.

Bis in seinen Gang hinein war das sichtbar. Meine Brüder und ich sahen es, wenn wir ihm oft in der Frühe der Sonntage begegneten. Wir kamen schon vom

Jugendgottesdienst in der Leonhardskirche. Er war dann auf seinem Weg zum Gemeindegottesdienst: gelöst, heiter, befreit. Es kann wahr werden: »Du, Gott, stellst meine Füße auf weiten Raum!«

Nicht alles über einen Leisten schlagen

Nach dem ersten Tagesangriff englischer Bomberverbände auf Stuttgart im September 1943 wurden von heute auf morgen alle Schulen evakuiert. Mein Humanistisches Gymnasium sollte nach Biberach kommen. Der kluge Professor Dr. Griesinger jedoch riet meinen Eltern: »Wenn Sie irgendeine Möglichkeit haben, dass der Sohn bei der Mutter bleibt, dann reißen Sie ihn nicht aus der Familie heraus!«

Die Familie siedelte – ohne den zum Kriegsdienst eingezogenen Vater – zur Großmutter auf die Schwäbische Alb über. Vom Albdorf Hülben aus kam man jedoch nur schwer zum nächstliegenden Gymnasium mit den Grundlehrsprachen Latein und Griechisch. Nur in Stuttgart, Tübingen und Ulm war dieser Schul-Typ übrig geblieben; denn der Hitler-Staat hatte diese »altsprachlichen Gymnasien« als »zu lebensfremd« ausmerzen wollen.

Jeden Morgen begleitete mich die Mutter morgens um fünf Uhr an den Albrand. Wir gingen oft durch peitschenden Regen oder durch tiefe Schneeverwehungen. Bevor die in Urach beschäftigten Arbeiter des

Dorfes einen Weg durch den Schnee gebahnt hatten, stapfte ich allmorgendlich das »Albvereins-Wegle« hinunter zum Uracher Bahnhof. Ich musste den Zug um 6.05 Uhr erreichen. Dann konnte ich eine halbe Stunde später in Metzingen den Eilzug besteigen, der mich nach Tübingen brachte. Vom Tübinger Bahnhof ging's im Dauerlauf zum Umland-Gymnasium, wo schon um 7.45 Uhr der Unterricht begonnen hatte.

Wie in der Kirche waren meist noch Plätze in der ersten Reihe frei. Sicher ärgerten sich die gestressten Lehrer jeden Morgen über die Störung, die mein Kommen verursachte. Doch an jenem Morgen war der sportliche, immer gut gekleidete Studienrat Dr. Haag, den ich verehrte, besonders ungehalten. Das Ungewitter brach über mich los. Nämlich als er mit seinen messerscharf gebügelten Hosenbeinen an meinen klobigen Stiefeln vorbeistreifte. Die Lehmreste des frühmorgendlichen Albstieges hingen noch an ihnen.

»Kannst denn du dich nicht wie ein zivilisierter Mitteleuropäer benehmen? Schau dich doch um, ob auch nur ein Einziger in der Klasse mit so verdreckten Schuhen in die Schule zu kommen wagt? Sofort gehst du hinaus! Komm erst wieder herein, wenn du deine Pedale einigermaßen gesäubert hast!« So war es aus ihm herausgebrochen.

Als ich das Klassenzimmer verließ, war Totenstille. Ich war empört. Was nahm ich jeden Morgen auf mich, um nur einigermaßen an der ersten Schulstunde teilnehmen zu können! Wie lange dauerte mittags mein Heimweg! Während die Kameraden längst ihre Hausaufgaben beendet hatten, schnaufte ich noch hinauf auf die Albhöhen. Es gärte in mir: »Typisch Lehrer! Typisch hochnäsige Tübinger! Alles wird über einen Leisten geschlagen! Alles muss so sein wie bei den pingeligen Professorensöhnchen!«

Mein Ärger war unberechtigt. Als ich wieder ins Klassenzimmer hineinschleichen wollte, kam Dr. Haag ernst, aber liebevoll auf mich zu. Er legte den Arm um mich. »Rolf, ich muss mich bei dir entschuldigen. Ich habe einen Fehler gemacht! Ich habe nicht gewusst, dass du jeden Morgen einen so beschwerlichen Weg zu uns hast. Du bist uns auch mit deinen verdreckten Schuhen lieb!«

Erst hinterher erfuhr ich: Unser Klassensprecher Georg Holch hatte mutig für mich ein Wort eingelegt. Aber des Lehrers Größe erwies sich darin, dass er sich vor versammelter Klasse bei mir entschuldigte. Er war eben nicht nur ein genialer Pädagoge, sondern auch ein echter Christ.

Damals begriff ich: Ich sollte nie pauschal über »die« Lehrer den Stab brechen, auch nicht generell über irgendeine andere Personengruppe. Nur ein schlechter Schuhmacher schlägt alles über den gleichen Leisten.

Noch wichtiger jedoch war ein erstes Ahnen, das im Lauf meines Lebens zu einem festen Wissen wurde: Wahres Christsein erweist sich darin, dass man den Satz über die Lippen bringt: »Ich habe einen Fehler gemacht!« Es soll – wie man hört – der schwierigste Satz in der deutschen Sprache sein. Dr. Haag beherrschte nicht nur Griechisch und Latein, sondern auch diesen Satz. Wer eigene Fehler zugeben kann, verliert nicht das Gesicht. Wer um Vergebung bitten kann, bekommt vielmehr einen geheimen Adel.

Des Vaters Offiziersstiefel

Nach dem Ende des furchtbaren Zweiten Weltkrieges gab es nicht nur Hunger und Wohnungsnot. Es gab auch viel Sorge um die Frage: »Womit werden wir uns kleiden?«

Und es gab das Bangen um Vermisste und um die in Kriegsgefangenschaft gehaltenen Angehörigen.

Mein Vater war noch nach Kriegsende von den Franzosen gefangen genommen und nach Südfrankreich verfrachtet worden. Dabei hatte er doch – nach allen Diffamierungen und beruflichen Einschränkungen – am demokratischen Neuaufbau eines freiheitlichen Staatswesens mitwirken wollen! Immerhin war er am Leben! Wie er sehnten auch wir in der Heimat uns nach einer Wiedervereinigung.

Bis dahin bediente ich mich – damals war ich aus allen bisherigen Jacken und Hosen samt den Schuhen herausgewachsen – großzügig der väterlichen Kleidungsstücke. Zwar schlotterte der wasserabstoßende Offiziersmantel um mich herum. Trotzdem kam ich mir großartig vor. Besonders aber dann, als ich im Winter auch noch entdeckte: Ich kann ja sogar die Offiziersrohrstiefel des Vaters tragen! Die vielen heutigen Reiter wissen es: In solche Schaftstiefel kommt man nur mit Hilfe von zwei Anziehhaken hinein. Und zum Herauskommen braucht man einen so genannten »Stiefelknecht«.

Vergessen ist heute jedoch weithin, wie man sich über die damalige Kleidungsnot hinweghalf. Nämlich mit Uniformstücken. Das war nicht Liebe zum Militärischen, sondern das war purer Notbehelf. (Manchen blutroten Damenröcken und weißen Mädchenblusen

sah man's sogar an, dass sie einmal Bestandteile einer großen Hakenkreuzfahne gewesen waren.) Jedoch hat uns die vergangene militärische Zeit auch über die Nachkriegszeit hinaus mehr geprägt, als wir das vor uns selbst wahrhaben wollten.

Mir wurde es um 1975 herum bewusst. Da fragte mich ein Pfarrer: »Warum benützen Sie eigentlich in Ihrer Sprache so viele kriegerische Begriffe? Das hört sich immer so an, als ob Sie dauernd mit Knobelbechern (so nannte man die klobigen Stiefel der Infanteristen) herumlaufen würden!«

Das hat mich hellhörig gemacht. Wer von einer nachgewachsenen Friedensgeneration versteht es denn noch, wenn Pfarrer in der Weihnachtspredigt sagen: »Gott hat mit Jesu Kommen in unsere Welt einen göttlichen ›Brückenkopf‹ geschlagen!«? Vielleicht sprechen sogar moderne Medienleute von »innerkirchlichen Grabenkämpfen«. Wer weiß jedoch noch, wie grausam und mörderisch einst »Grabenkämpfe« waren? Stimmt denn dann dieser Vergleich? Wer versteht noch, was ein »Tornister« ist, in dem man eventuell einen »Marschallstab« haben kann?

Dass an Ostern »Gottes Entscheidungsschlacht« geschlagen wurde, – dass Christen nie in der »Etappe«, sondern immer im »vordersten Graben« sein sollten, – dass der Satan »im Nahkampf« angegangen werden muss, – das alles ist sicher gut gemeint. Es ist jedoch ein Sprachschatz von vorgestern. Aus diesen Schuhen sind wir hinausgewachsen. Hoffentlich endgültig. So wie ich eines Tages des Vaters Offiziersstiefel auf den Dachboden getragen und dort vergessen habe.

Neue Schuhe muss man einlaufen

Im Sommer 1948 waren am Tag nach der »Währungsreform« die Regale der Kaufhäuser und Läden dicht gefüllt. Frei gab es zu kaufen, was bis dahin noch nicht einmal auf dem »schwarzen«, also illegalen Markt zu bekommen war. Jeder Bürger, jung oder alt, hatte dasselbe »Kopfgeld« erhalten. Für mich war als erste Errungenschaft ein Paar Schuhe aus haltbarem Leder dran.

Eingeweiht wurden sie mit einer Schwarzwaldwanderung unseres Stuttgarter Jungmännerkreises. Unser Vorsitzender Wilhelm Hasel hatte eine traumhafte Route ausgesucht. Auf schmalen Wegen ging es durch die herrlichsten Tannenwälder. Es »ging«? Nein, schon nach den ersten Kilometern humpelte ich mit wund gelaufenen Zehen und Füßen hinter der Gruppe drein. Aber noch schlimmer war es, als Wilhelm Hasel als treu sorgender Anführer abends die wunden Stellen sorgfältig mit Jod betupfte. Ein älterer Freund versorgte mich mit einer abgegriffenen Schachtel »Gehwohl«. Vermutlich entstammte sie ehemaligen Armeebeständen. Mit guten Ratschlägen, wie neue Schuhe am besten »eingelaufen« werden, umsorgten mich Freunde, die noch am Kriegsende als Flakhelfer oder im Reichs-Arbeits-Dienst Erfahrungen gesammelt hatten. Seitdem weiß ich, wie brutal es sein kann, wenn man mit fabrikneuen Schuhen auf einer Wanderung mithalten will.

Ähnliches muten Christen ja solchen Menschen zu, die bisher keine Ahnung vom Christsein hatten, die sich aber der Gemeinde anschließen wollen. Wissen

sie, warum man im Gottesdienst unvermittelt an einer Stelle »wie ein Mann« aufsteht und wann man sich wieder setzen darf? Warum wird eigentlich immer irgendein Abschnitt aus einer offenbar alten Urkunde vorgelesen und ausgelegt? Was bedeuten die Zahlen an den Anschlagtafeln? Sind Seitenzahlen gemeint – aus welchem Buch denn wohl? Oder sind es Hinweise auf bestimmte fromme Rundfunkkanäle?

Wie ausgegrenzt müssen sie sich fühlen, wenn angesagt wird: »Jetzt singen wir ›Geh‹ aus mein Herz und suche Freud‘; das kennen wir doch alle auswendig!« Nein, sie kennen es nicht! Sie wissen auch nicht, wo das »Alte Testament« zu finden ist und mit welchen Worten »wir mit unseren Vätern« unseren Glauben bekennen.

Besonders tragisch ist es, dass wir in Deutschland – anders als bei den meisten Christen der Welt – den Namen unseres Heilandes »Jesus Christus« so fremdartig durchdeklinieren. Etwa: »Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi ...!« Warum denn nicht: »unseres Herrn Jesus Christus«? Ist es denn verwunderlich, wenn dann ein Anfänger im Glauben sagt: »Ich gehöre Christi und Christi ist mein Herr!«? »Ich liebe Christum«, so durfte noch Johann Sebastian Bach texten. Aber wir sollten bekennen: »Ich liebe Christus!«

Ich möchte einen Ratschlag zum »Einlaufen« geben: Wir wollen uns bemühen, statt des »alten Zopfes« des Durchdeklinierens immer vor den hochheiligen Namen unseres Erlösers einen seiner Würdetitel zu setzen. Also etwa so: »des Heilandes Jesus Christus«; »dem Retter Jesus Christus«; den Herrn Christus (statt des ur-altertümlichen »Christum«).

»Junge« Christen sollen auch »in ihren eigenen Schuhen« gehen lernen können.

Zerrissen sind die Schuh'

Studentenjahre in Tübingen. Zusammen mit einem großen Kreis guter Freunde. Ich war Mitglied in einer ungewöhnlichen Studenten-Verbindung. Sie trug den Namen »Tübinger Bibelkreis«. Einst war sie vom Theologieprofessor Karl Heim gegründet worden.

Täglich traf die Verbindung sich nach dem Mittagessen – entweder im Hof des ehrwürdigen Tübinger »Stiftes« oder auf der Balustrade vor der Stiftskirche. Abgeschlossen wurden die Mittagszusammenkünfte mit einem Studentenlied. Im weiten Kreis standen die Sänger und schmetterten fröhlich ihren »Cantus«.

Der »Senior« hatte an einem strahlenden Herbsttag angesagt: »Es präpariert sich der Cantus ›Nach Süden nun sich lenken die Vöglein allzumal!« (Solch umständliche Formeln wurden eben von Studentenverbindungen benützt.)

Die Freunde sangen aus voller Kehle das schöne Eichendorff-Lied. Bis wir dann beim dritten Vers an die Stelle kamen: »der Mantel fliegt im Winde, zerrissen sind die Schuh (ja Schuh)!« Da rief lauthals ein junger »Fuchs« dazwischen: »Prost, Rolf!« Alles lachte. Der Gesang verstummte. Alle im weiten Kreis sahen auf meine Schuhspitzen. Gut, die waren in bedenklichem Zustand! Allerdings sahen doch die Zehen noch nicht heraus. Darum hatte mich bis zu jenem Tag nicht gestört, dass die Latschen eigentlich abgängig waren. Aber sogar die Freunde hatten daran Anstoß genommen. Einer hatte es so ausgesprochen, dass es nicht verletzend war.

Nicht nur mit Schuhen ist es so: Jedem Menschen kann etwas so vertraut und lieb geworden sein, dass er

sogar blöd gewordene Stellen nicht mehr bemerkt! Auch im Christsein können sich Macken so einschleichen, dass andere uns liebevoll darauf aufmerksam machen müssen: »Eigentlich ist es höchste Zeit, dass du das ablegst!« – Noch besser jedoch ist es, sich ehrlich vor Gott zu fragen: »Herr, wie denkst du über mich?«

Auch Luther hatte es mit den Schuhen

Evangelische Theologen lernen schon im Studium: Es macht sich immer gut, einen Vortrag oder eine Predigt mit einem Luther-Zitat zu garnieren. Eigenartigerweise stammen jedoch die meistzitierten Luther-Worte gar nicht von ihm. Etwa der nachdenkenswerteste Satz:

»Auch wenn morgen die Welt unterginge, so wollte ich doch noch heute mein Apfelbäumlein pflanzen.« Wahrscheinlich stammt dieser Satz aus dem Umkreis der ersten Korntaler Siedler. Auf jeden Fall ist er bei Luther nicht nachzuweisen. Er hätte gewiss vom »lieben Jüngsten Tag« gesprochen, nicht vom Weltuntergang.

Ebenfalls stammt die meist mit Tremolo in der Stimme zitierte These nicht von Luther, dass die Kirche immer wieder neu reformiert werden müsse (»ecclesia semper reformanda«). Die evangelische Christenheit hat die durch die Reformation neu entdeckten Grundlagen wahrer Kirche stets neu ernst zu nehmen: nämlich den lebendigen Christus und das biblische

Wort seiner Apostel und Propheten. Aber die »Prophe-
ten« einer stets neuen Reformation wollen im Normal-
fall auf anderes hinaus, als dass der Apostel Paulus den
Christen »gar in die schuoch und auff die füz helfen«
kann. Da spielen dann neue Strukturen eine größere
Rolle als dass »nichts Verdammenswertes an denen ist,
die in Christus Jesus sind«.

Dagegen ist dies Luther im Originalton: »Ein
Christ soll sein Leben wie der Täufer Johannes als ei-
nen Schuhlumpen achten.« Dasselbe hat Luther ge-
meint, als er dichtete: »Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr,
Kind und Weib, lass fahren dahin; sie haben's kein Ge-
winn. Das Reich muss uns doch bleiben!« Warum
scheuen sich denn so viele, das heute noch singen zu
lassen? Die das als »zu vollmundig« kritisieren, »het-
ten Grund, ym die schuch zu wischen« (Luther). Oder
sich Luthers Wort gelten zu lassen: »So gar herrlich
prangen sie herein mit jrer kunst, und leren mich, was
ich vor zwenzig jaren an den schuhen zerissen habe.«
Vermutlich gilt auch für sie das Luther-Wort: »Sie fü-
len es so hart, das jnen das hertz in die schuch und
noch tiefer fellet.«

Luther war davon überzeugt: Das große Abfallen
von der Wahrheit wird kommen! Es komme nicht in
großen Umstürzen, sondern auf Taubenfüßen. Darum
sagte Luther drastisch: »An Lumpen lernen Hunde Le-
der fressen.« An harmlos Scheinendem werde also ge-
übt, was sich nachher verderblich auswirken muss.

Das zuversichtlichste »Schuh«-Wort Luthers je-
doch lautet: »Wenn an jenem Tag Christus die Kreatur
ändern wird, da wird auch der Leib geändert werden.
Da bedürfen wir nicht mehr einer warmen Stube, der
Kleider und der Schuhe, sondern werden in den Lüften
schweben wie die Engel und leuchten wie die schönen
Sterne. Da wird auch das Äußerliche anders werden.«

Gottes ganz besondere Handlanger

Die baltische Baronin Juliane von Kruedener war als Partystar in ganz Europa bekannt. Mit ihren blitzenden Augen brach sie manches Männerherz. Im wahrsten Sinn des Wortes geschah es damals, als ein junger Offizier hoch zu Ross vor ihrem Palais anhielt. Als Baronin von Kruedener auf dem Balkon erschien, warf er ihr galant ein Blumengebinde zu und sank im gleichen Augenblick ohnmächtig vom Pferd. Alles Bemühen, ihn wiederzubeleben, war vergebens. Er war vom Herzschlag ereilt worden.

Das hielt die baltische Adlige nicht davon ab, auch weiterhin auf allen nur denkbaren Festivitäten das »Sahnehäubchen« zu sein. Eigentlich war es konsequent, dass sich ihr Mann von ihr scheiden ließ.

Aber dann kam es zu einer grundlegenden Veränderung ihres Lebens. Es muss im Jahr 1807 gewesen sein. In Riga hatte sie sich von einem schlichten Handwerksmeister neue Schuhe anmessen lassen. Dieser herrnhutisch geprägte Schuhmacher spürte: Dieser Frau fehlt das Entscheidende. Frau von Kruedener spürte ihrerseits: Dieser einfache Mensch hat etwas, was ich bei allem Reichtum nicht besitze.

Bei einer der Anproben sagte der Schuhmacher nur das Wort: »Wache auf, der du schläfst, steh auf von den Toten, so wird dich Christus erleuchten.«

Ein Wort der Wahrheit kann alles verändern. Juliane von Kruedener hat es erlebt. Mit der ihr eigenen Entschlossenheit trennte sie sich von allem, was ihr bis dahin wichtig gewesen war. Stattdessen warf sie sich mitten hinein in den mächtigen Strom der damals in

Europa aufbrechenden Erweckungsbewegung. Sie wurde zu einer Pionierin sozialdiakonischen Handelns mitten in jenen Notzeiten. Sie wurde sogar zur Seelsorgerin des russischen Zaren Alexander I. Der Handlanger Gottes zu jener totalen Wende war ein Schuhmacher gewesen, von dem wir nicht einmal den Namen kennen.

Wer Kreuzworträtsel liebt, muss den Namen des dichtenden Nürnberger Schuhmachers Sachs kennen. Wer in der Geschichte des Wirkens Gottes zu Hause sein will, muss auf fromme Schuhmacher achten. Wie stark hat der Görlitzer Schuhmacher Jakob Böhme die europäischen Frömmigkeitsbewegungen im 17. und 18. Jahrhundert beeinflusst! Eine der einflussreichen Gestalten der um 1819 entstehenden Brüdergemeinde Korntal war der Schuhmacher Adam Straub. Die evangelische Weltmissionsbewegung hat eine ihrer Wurzeln in dem baptistischen Flickschuster William Carey.

Zu Gottes qualifiziertem Handlanger-Team gehören Bauern, Weingärtner, Lehrer und Notare. Aber eben auch ganz besonders die Schuhmacher und Schuhverkäufer. Vielleicht weil sie – in heutige Situation übertragen – jene Qualifikation erfüllen, von der einst Paulus sprach: » ... wenn sie den Heiligen die Füße gewaschen hat.«

Dem Schorndorfer Bestattungsinstitut fehlte es an Leichenträgern. Da war der Orthopädie-Schuhmachermeister David M. bereit einzuspringen. Er sagte zur Begründung: »Zu den christlichen Werken der Barmherzigkeit gehörte von allem Anfang an, Tote zu bestatten.«

Bei den Bestattungsfeiern saß er aufmerksam mitten unter der Trauergemeinde.

Er wollte, wie er mir fast nebenbei sagte, zusammen mit mir »der Zweite« sein. Also so etwas wie eine

Antenne für die Gegenwart des Heilandes Jesus, der dort sein will, »wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind«.

Neben ihm gehören bis heute zu den treuesten Stützen der Schorndorfer Kirchengemeinde und ihrer Bläser- und Singchöre die Glieder der Schuhmacherfamilie R. – In Ulm waren es die Inhaber des Schuhhauses R. und des Schuhgeschäftes B., beides Mal Vater und Sohn, welche die Arbeit der Gemeinde des Herrn Jesus mittrugen. In der Stuttgarter Ludwig-Hofacker-Gemeinde war es der Orthopädie-Schuhmacher K., in der Stuttgarter Stiftskirchengemeinde das Orthopädie-Schuhhaus-Ehepaar Oe., die »Säulen« des Reiches Gottes waren und sind. In Nagold sind es Vater und Sohn aus dem Schuhhaus R. Wo soll man aufhören? Unvergessen der Walheimer Schuhfabrikant, ein Mäzen des Volkes Gottes!

Wenn in Hülben bei den Gemeinschaftskonferenzen der »Brüdertisch« reich gedeckt ist, dann hört man aus dem Mund von Pfarrern und Predigern oft unterstreichend das, was schon zuvor bei Bibelauslegungen gehört wurde. Wenn aber der Schuhmachermeister Sch. aus Gerhausen das Wort nimmt, dann habe ich immer den Eindruck: »Das ist's! Der hat den Nagel auf den Kopf getroffen!« So sagte er einmal – nur ganz kurz: »Stille vor Gott ist Andacht! Stille zu Gott ist Vertrauen! Stille in Gott ist Kindschaft! Stille durch Gott ist weltweit Stillung des Sturmes!«

In Korntal verdankt die Christliche Pfadfinderarbeit so viel dem Inhaber des Schuhhauses Sch.! Was wäre die Evangelische Jugendarbeit Württembergs während der letzten Jahrzehnte gewesen ohne die ehemaligen Schuhmacher Evangelist Karl Ramsayer und Landesposaunenwart Wilhelm Mergenthaler?

Wie reich gemacht ist die Christenheit in Deutsch-

land durch den fantasievoll und selbstlos in Notgebieten der Welt wirkenden Schuh-Unternehmer Dr. med. Heinz-Horst Deichmann! In aller Stille hat er evangelistische Großprojekte unterstützt, die mit keiner oder mit wenig Unterstützung durch die offizielle Kirche rechnen durften! »Andern wieder in die Schuhe zu helfen«, das war bei ihnen allen zur Lebensmaxime geworden. Wahrscheinlich hatte ihnen schon der Beruf ein Gespür dafür gegeben, wo »andere der Schuh drückt«. Solche Leute hat Jesus schon immer als seine Handlanger gebrauchen können.

Geschmacksbildung

Nach dem Abitur im Jahr 1950 wurde ich Bauhilfsarbeiter, damals mit einem Stundenlohn von 95 Pfennigen. Am Abend des ersten Zahltages eilte ich mit meiner Lohntüte in die Stuttgarter Innenstadt. Stolz erstand ich mir dort, was mir schon lange als der Inbegriff von wahrer Männlichkeit erschienen war: eine »Wellblech«-Knickerbockerhose und schwarze »Haferl«-Schuhe¹ (die neue Hose rutschte immer wieder am Beinbund hinunter; denn zu richtigen, zünftigen Kniestrümpfen hatte das Geld nicht gereicht!).

Acht Jahre später trat ein Mensch in mein Leben, der mir bis heute nahe steht – mehr noch, als mir meine Mutter nahe stand. Dieser Mensch hat Verständnis und Toleranz für vieles. Nur drei Dinge kann er nicht ausstehen: Haferl-Schuhe, Knickerbockerhosen und Klepper-Mäntel.²

Das hat auf mich abgefärbt. Wie sollte ich denn anders denken und empfinden, als es der geschätzte und geliebte Mensch tut? Nun gibt es Knickerbockerhosen und Kleppermäntel nicht mehr zu kaufen. Aber Haferl-Schuhe werden nach wie vor angeboten und angepriesen. Mich lässt das kalt. Ich habe fast einen Graus vor ihnen bekommen.

Warum sollte es eigentlich in der Verbundenheit mit Jesus nicht auch dazu kommen können, dass wir eine Abneigung bekommen gegen alles, was er nicht gerne hat? Das Christsein müsste doch ohne viele Verbote auskommen. Vielmehr sollte die Gemeinschaft mit dem geliebten Retter Jesus dazu führen, dass seinen Leuten nicht mehr schmeckt, was ihm zuwider ist.

Das bedeutet jedoch noch lange nicht, dass Christusleute armselig und langweilig gekleidet sein müssen. Schließlich trug ihr Herr Jesus ein selten schönes Gewand aus einem Stück. Ungenäht von oben bis unten aus.

Mir hat es bei einer Allianzkonferenz in Ulm geholfen, dass ein geschätzter Jugendseelsorger anerkennend-staunend einen schweizerischen Baptistenführer fragte: »Lieber Bruder, wo bekommt man denn solche Schuhe, wie Sie sie tragen?« Mir wollte das fast zu »weltlich« vorkommen – aus dem Mund eines Evangelisten, der sonst Jesus den Menschen lieb machte. Da sagte er erklärend: »Meinst du denn, es sei des Schöpfers Wille, dass wir unsere so vollkommen gestalteten Füße und Zehen mit klobigen Lederpantinen umgeben?« Für mich war das hilfreiche Geschmacksbildung in Sachen »Schuh-Komfort«.

¹ Damals von jungen Leuten geliebte Spezialart von Bundschuhen, heute noch von Trachtenvereinsleuten oder Jägern getragen.

² Ein von der Firma Klepper hergestellter grau glänzender Gummiregenmantel.

Falsche Schuhpflege

»Sagen Sie doch einmal: Was machen Sie denn nur mit Ihren Schuhen?« So fragte mich nach Abschluss einer städtischen Feier ein hoch angesehener Lederfabrikant. Wir waren beide in der ersten Reihe der Geladenen gesessen. Die schier endlose Reihe der Grußworte hatte ihm Gelegenheit gegeben, intensiv meine blank gewienerten Schuhe zu betrachten. Zuerst hatte ich gemeint, er wolle mich loben. Aber dann wurde mir bald klar: Er war ganz und gar nicht einverstanden mit dem, was ich meinen Schuhen antat.

»Leder will atmen können! Die meisten Menschen schmieren viel zu viel Fett auf ihre Schuhe! Damit erreichen sie jedoch nur, dass das Leder bald bricht!«

Das war eine Lektion, die saß! Wirklich hatte ich gemeint: »Nie an Schuhcreme sparen!« Dass Lederporen verstopft werden könnten, war mir noch nie gesagt worden.

Zugleich wurde es mir zu einem Vergleich für geistliche Tatbestände. Auch bei der Pflege des Gottesverhältnisses gilt es, das richtige Maß zu finden zwischen Aushungernlassen und Überfütterung. Der Mensch will als Geschöpf Gottes auch »atmen« können. Der englische Kaufmannsgehilfe George Williams hatte das begriffen. Er lebte im London des 19. Jahrhunderts in einer Kirchlichkeit, welche den Menschen auf religiöse Hungerdiät gesetzt hatte. Darum legte er als Gründer des ersten »Christlichen Vereins Junger Männer« fest: »Der erste Zweck unseres Vereins ist ein geistlicher, nämlich dass junge Menschen Jesus als Gott und Heiland finden. Dieser Zweck kann nur durch

geistliche Mittel erreicht werden. Alles andere ist ein Schlag ins Wasser!«

George Williams wusste jedoch auch um die andere Gefahr: Nämlich dass als Gegenaktion gegen eine immer gottloser werdende Umwelt junge Menschen religiös überfüttert werden.

Darum war sein Programm: »Wir wollen um der jungen Menschen willen in unseren Vereinen all das tun und anbieten, was junge Menschen gesellschaftlich, bildungsmäßig, beruflich, sportlich und für die Freizeitgestaltung brauchen!« Denn wenn versäumt wird, auf die vielseitigen Bedürfnisse junger Menschen einzugehen, wird christliche Jugendarbeit unnatürlich. Nicht nur Leder will »atmen« können, sondern auch junge Nachfolger des Herrn Jesus.

Die gefährlichen Zwischentöne zwischen »Schwarz und Weiß«

Amerikaner haben von Natur eine Abneigung gegen hartes »Entweder/Oder«. Sie sind befremdet über alles »Schwarz-Weiß-Denken«, das Menschen einteilt in Freunde und Feinde. Sie lassen einander leben. So nach dem Stil: »Politisch bin ich Republikaner; du bist ein von der Demokratischen Partei Überzeugter. So what?« Was soll's?

In Deutschland wurde dagegen die Theorie entwickelt, von Hegel sogar philosophisch untermauert:

»Die Wahrheit liegt immer in der Mitte!« Verdächtig sind Vertreter extremer Positionen; denn schließlich gibt es ja auch noch Zwischentöne – sogar zwischen Schwarz und Weiß! Mit den Zwischentönen jedoch kann man auch Pech haben. Klares Schwarz und Weiß kann auch seine Vorteile haben. Das habe ich gelernt beim Schuhepflegen.

Es war vor einem Jugendtreffen in einer ober-schwäbischen Diasporagemeinde. Am Abend hatte ich noch in der Stuttgarter Heimat auf der nächtlichen Veranda die schwarzen Schuhe für den Gottesdienst gepflegt. Nach Vorschrift jenes Lederfabrikanten hatte ich sorgsam und gleichmäßig die Schuhcreme aus der dunklen Dose aufgetragen und über Nacht einziehen lassen. Am nächsten Morgen, es war draußen noch dunkel, polierte ich die Schuhe so, dass der untergehende Mond sich drin spiegelte. Als ich jedoch zwei Stunden später aus meinem Auto stieg, hatte ich plötzlich tiefrote Schuhe. Beim Auftragen der Paste hatte ich tiefrote »Ochsenblut«-Paste als »schwarz« angesehen. Kein Reinigungsmittel des gastgebenden Pfarrherrn konnte das Rot vertreiben. Seitdem weiß ich: Aufgepasst! Nicht alle Zwischentöne sind hilfreich! Die Mitte ist voll von unliebsamen Überraschungen.

Nicht immer, aber meist.

Diesen Schuh ziehen wir uns nicht an!

»Diesen Schuh ziehen wir uns nicht an!« Mit diesem etwas pathetisch-geschwollen ausgesprochenen Satz begrüßt mich meist mein Freund Reinhard. Zusammen mit ihm und vielen anderen Mitgliedern der Gruppe »Lebendige Gemeinde« war ich jahrelang in der württembergischen Landessynode. Offenbar hatte es ihm Eindruck gemacht, wie ich diesen Satz während einer schwierigen und gespannten Debatte des Kirchenparlamentes von mir gegeben hatte.

Die Landeskirchen der EKD haben sich ja für einen geradezu grenzenlosen Pluralismus entschieden. Es darf von Kanzeln und Kathedern, in Kirchenblättern und Gemeindebriefen alles und jedes vertreten werden. Jahrzehntlang hat die »Lebendige Gemeinde« Kirchenleitungen und Visitatoren bedrängt: »Nehmt doch eure Grundordnungen und die Ordinationsverpflichtungen ernst, dass nämlich die kirchliche Verkündigung an Bibel und Bekenntnis ausgerichtet sein muss!«

Dieses inständige Mahnen zeigte kaum Wirkung. Als einziger Landesbischof hatte Theo Sorg den Mut, ein Lehrbeanstandungsverfahren einzuleiten. Dafür wurde er nicht nur in der Medienöffentlichkeit, sondern auch in der eigenen Pfarrerschaft herb gerügt.

Eine Kirche, die ihre eigene Grundordnung nicht mehr ernst nimmt –, »dieser Schuh drückte uns«. Darum ist die württembergische Synodalgruppe »Lebendige Gemeinde« seit Jahrzehnten an der Arbeit, zukünftige Pfarrer für die Gemeinde zuzurüsten, indem sie in der Ehrfurcht gegenüber dem biblischen Evange-

lium gestärkt werden. Es wurden freie Werke, Aktionen und Einrichtungen geschaffen, die einem erlösungsbedürftigen Volk die Wahrheit Gottes bezeugen. Nicht aus der Volkskirche herausgehen, sondern in die Volkskirche mit dem gesund machenden Ferment biblischen Glaubens hineinwirken! Das war unsere Leitlinie.

Prompt wurde uns unterstellt: »Sie wollen die Kirche spalten! Ja, sie wollen sich von der Kirche separieren!«

Das war es gewesen, was ich gekontert hatte mit dem Satz: »Diesen Schuh ziehen wir uns nicht an!«

Vielmehr will die »Lebendige Gemeinde« bis heute dafür eintreten, dass es in einer geradezu unübersehbar pluralistischen Kirche auch Gemeinden und Zellen, Aktionen und Werke gibt und geben darf, die eindeutig an Bibel und Bekenntnis ausgerichtet sind und die seelsorgerlich-missionarisch in die Gesellschaft hineinwirken. In solchen »eigenen Schuhen« wollen Christen auch in der Landeskirche erkennbar und ungehindert ihren Weg gehen dürfen.

Mode ist hässlich

»Mode ist hässlich; sonst müsste sie nicht jedes Jahr geändert werden!« Dafür öffnete mir ein Tübinger Theologie-Professor die Augen. Er hatte sich auch als erfolgreicher Manager der Bekleidungsbranche in der freien Wirtschaft bewährt. Er musste es ja wissen!

Das Diktat der Mode kann ins Geld laufen. Als junger Pfarrer hatte ich für damals mir horrend scheinendes Geld eine Skiausrüstung angeschafft. Als ich wenige Jahre später mit den noch tadellos intakten Skistiefeln auf einer Jugendfreizeit erschien, wurde ich bloß noch ausgelacht: »Mensch, Rolf, die sind reif für's Museum!«

Wenn doch Menschen in Glaubenssachen sich nicht anstecken ließen vom Modediktat:

»Nur das Neue ist von Wert!«

Denn vieles, was sich als »neu« ausgibt, ist – auch in Theologie und kirchlicher Praxis – nur nichts anderes als ein aufgewärmter Rest von vorgestern. Es ist wirklich wie in der Mode: Hohe »Stelzenschuhe«, die vor zwanzig Jahren aus der Mode kamen, sind über Nacht als der »letzte Schrei« wieder chic geworden.

Das up-to-date-Bekenntnis, das ein gegenwärtiger Präsident des Kirchentages vorschlägt, wäre vor 200 Jahren aktuell gewesen. In Sachen »Bekenntnis« sind die vermeintlichen »Progressiven« meist bedauernswerte »Vorgestrige«, die in »ausgetretenen Schuhen« zu gehen versuchen. Eigentlich sind sie ebenso zu bemitleiden wie jene Übriggebliebenen der geschlagenen Russlandarmee Napoleons; anstelle von rechtem Schuhwerk hatten sie ihre Füße nur mit fadenscheinigen Lumpen umwickelt.

Vor allem gilt: »Wahrheit muss sich nicht nach der Mode richten!« Es ist wie beim Gold oder bei Edelsteinen. Sie müssen nicht zermahlen und neu zusammengemixt werden, um Gegenwartswert zu bekommen. Wohl können sie neu »gefasst« werden! Dabei darf aber die Substanz nicht zu Schaden kommen.

Die schönsten und besten Schuhe können aus der Mode kommen, leider! Wer jedoch an den Beinen »gestiefelt« ist, um das Evangelium von Jesus unter die Leute zu bringen, ist allem Nur-Modischen mehr als etliche Nasenlängen voraus!

Die Springer-Stiefel

Während einer internationalen Evangelisationskonsultation war das Tagungszentrum im US-Staat Washington durch einen Blizzard eingeschneit worden. In einem nahe gelegenen Secondhandshop kaufte ich mir günstig ein Paar Springerstiefel.

Als ich beim Warten auf den Rückflug die langen Wartehallen auf- und abstapfte, sagte ein ehemaliger amerikanischer Kriegsveteran zu seiner »mummy«: »Look – those paratrooper-boots!«

Zuhause haben mir diese Stiefel gute Dienste geleistet, wenn bei Beerdigungen kalter Schneesturm über die Hochfläche fegte.

Um einen Sturm ganz anderer Art ging es in einem kirchlichen Gremium. Da konnten Mitarbeiter sich einfach nicht mehr riechen. Mich hatten sie als

»Schlichter« dringlich eingeladen. Aber auf dem Weg in diese Gemeinde brach unvermittelt ein Schneesturm los. Die am Abend aus der Stadt hinausströmende Autokolonne geriet ins Stocken. Aber droben auf der Höhe des Schurwaldes warteten die Kontrahenten auf den »Schlichter«.

Ich fuhr meinen Wagen in einen Seitenweg, stellte ihn ab und war froh, aus dem Kofferraum die Springerstiefel holen zu können. Und dann ging es – drei Kilometer lang – an der stehenden Blechkolonne vorbei hinauf auf die Höhe. Selten habe ich je so geschwitzt wie damals – vor Anstrengung und vor Bangigkeit wegen der zerstrittenen »Brüder«.

Um »das Evangelium des Friedens« zu »treiben«, bedarf es anderer Ausrüstung als feste Springerstiefel! Über dem Keuchen und dem schweißtreibenden Aufwärtshasten konnte ich nur noch flehentliche Gebetsfetzen an Gott richten.

Da erinnerte mich Gott an einen weisen Rat eines Mitchristen: »Unter Christen sollte es in schwierigen Debatten üblich werden, dass jede Seite zuerst einmal die »eigene schwache Seite« benennt, bevor sie darlegt, was ihr am Gegenüber als »untragbare Schwäche« vorkommt. In der darauf folgenden Sitzung – ich schwitzte wie in der Sauna – setzte ich noch als weiteren Vorschlag dazu: »Bitte sagen Sie doch einmal zuerst einander, was Sie am anderen schätzen!«

Beide Vorschläge wurden – allerdings etwas murrend – angenommen. Die darauf folgende halbe Stunde gab mir die Chance, mich körperlich und seelisch wieder etwas zu fassen. Ich musste ja nur zuhören. Was heißt »ich musste«? Ich konnte nur staunen darüber, wie der »Gott des Friedens« auch eine zerstrittene Gruppe wieder auf den Weg der Heilung bringen kann. Christen müssen keine Stiefellecker sein, die auch Un-

gutes gut heißen. Aber sie können Gutes auch bei dem Mitchristen entdecken, der ihnen auf die Nerven geht.

Der schönste Schuh

Lange habe ich ihn als »Dank«-Mal aufbewahrt: den blauen Plastiklatschen, einen Einzelschuh. Erst bei einem der zurückliegenden Umzüge ging er verloren. Vermutlich hat einer der treuen Helfer nicht geahnt, was dieser Schlappen für mich bedeutete.

Schon auf dem Flug in die USA war ich von einem Fieberanfall geschüttelt worden.

Ich dachte an nichts Böses. Vielmehr freute ich mich auf das bevorstehende Zusammensein mit Führungspersonen der Weltevangalisation. Zwei Tage später jedoch lag ich auf der Intensivstation eines kalifornischen Krankenhauses. Hoher Blutzucker und eine heftige Blutvergiftung waren bei mir diagnostiziert worden; dazuhin eine böse aussehende Art einer Wunde am Fuß. Streptokokken hatten von einer kleinen Sportschürfwunde aus weit und zerstörend zugeschlagen.

Eigentlich wollten mir die freundlichen Ärzte das rechte Bein abnehmen, um mein »Leben zu retten«, wie sie sagten. Doch dann hielten der chinesische Internist und der japanische Orthopäde den Chirurgen zurück. »Give him a chance, let's try it!« Auch Jesus gab mir damals noch einmal eine Chance. Die Geschwister aus aller Welt hatten, um mein Bett stehend, darum gebetet.

Acht Tage später konnte ich zum Heimflug und zu weiterer Behandlung in der Ulmer Universitätsklinik vorbereitet werden. Eine hilfreiche »Nurse« des Krankenhauses lehrte mich, an Krücken zu humpeln. Am Abflugtag kam der stille, freundliche japanische Orthopäde. Sorgfältig umwickelte er jeden einzelnen Zeh mit einer Packung feinsten Watte. »We have to try, to take the heat out of the leg« (Wir müssen versuchen, die Hitze aus dem Bein zu bekommen). »You will have to have patience; streptokokks are tricky« (du wirst viel Geduld brauchen; schließlich sind Streptokokken tückisch). Dann holte er die blaue Plastiksandale aus seinem Köfferchen und streifte sie sorgfältig über das dicke Wattepaket.

Auf diesem Schuh humpelte ich mit Hilfe der Unterarmkrücken aus dem Krankenhaus. Er begleitete mich noch Wochen während der Ulmer Nachbehandlung.

Seitdem spreche ich noch einmal – ganz anders engagiert als je zuvor – die Worte aus Luthers Bekenntnis-Auslegung: »Ich glaube, dass mich Gott geschaffen hat ... mir Leib und Seele, Augen, Ohren und *alle Glieder* ... gegeben hat und noch erhält, dazu Kleider und *Schuh* ... beschert, in allen Gefahren beschirmt und vor allem Übel behütet und bewahrt; und das alles aus lauter väterlicher, göttlicher Güte und Barmherzigkeit, ohn all mein Verdienst und Würdigkeit; des alles ich ihm zu danken und zu loben und dafür zu dienen und gehorsam zu sein schuldig bin. Das ist gewisslich wahr!«

hänssler

Weitere Bücher von Rolf Scheffbuch

Rolf Scheffbuch

Jesus Christus als Gekreuzigter vor Augen gemalt

Tb., 80 S.

Nr. 392.771, ISBN 3-7751-2771-2

Sich Christus so vorzustellen, dass man ihn heute besser kennen- und verstehen lernt – dazu gibt Rolf Scheffbuch in diesem Buch Anregungen und Tipps.

Rolf Scheffbuch

Das habe ich mit Gott erlebt

Tb., 112 S.

Nr. 392.649, ISBN 3-7751-2649-X

Rolf Scheffbuch, ein Mann der Kirche und der weltweiten evangelikalen Bewegung zugleich, berichtet sehr persönlich davon, wie Christus Menschen teilhaben lässt an seinem souveränen Wirken. Eingebettet in die Zeitgeschichte unseres Volkes und des Volkes Gottes in aller Welt werden Spuren Jesu in einem Menschenleben deutlich, die zugleich Ermutigung sein sollen, Christus und sein Wort ganz ernst zu nehmen.

Rolf Scheffbuch

Lebensbilder württembergischer Frauen

Nach Gott dürsten

Pb., 108 S., s/w-Abb.

Nr. 392.698, ISBN 3-7751-2698-8

Faszinierende Lebensbilder schwäbischer Frauen quer durch die Jahrhunderte, die ihren Glauben in erfinderischer Liebe lebten. Kein verstecktes Stiefmütterchendasein, aber auch keine emanzipatorische Ideologie. Berichte von Frauen, die ihr Vertrauen auf Jesus setzten ...

*Bitte fragen Sie in Ihrer Buchhandlung nach diesen Büchern!
Oder schreiben Sie an den Hänssler Verlag, D-71087 Holzgerlingen.*

ERLEBT
&
ERZÄHLT

„Schuhgeschichten“ – das ist die symbolische Überschrift für die vielen Episoden aus Rolf Scheffbuchs Leben, in denen immer wieder Schuhe vorkommen.

Humorvoll und doch tiefsinnig schreibt er mit seinen kurzen Geschichten Geschichte. Mit viel Witz und Pfiff erzählt er manches aus seinem Leben und seiner Zeit, das nicht vergessen werden darf.

Die „Schuhgeschichten“ sind eine Fortsetzung der beliebten „Koffergeschichten“.

hänssler



9 783775 137270

ISBN 3-7751-3727-0